

Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland

Autor(en): **Steiger, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **39 (1943)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland

(Abgeschlossen auf Ende 1943)

Wie im Vorjahr hat uns im Jahre 1943 der Genfer „Argus der Presse“ rund 700 Zeitungsausschnitte geschickt, die wieder die Grundlage unserer Betrachtung bilden. Natürlich muß der Berichtersteller auch noch andere Quellen¹ heranziehen und selber die Augen nach allen Seiten offen halten. Das Verhältnis der einzelnen Ausschnitte zur Sprache ist sehr verschieden. Ein Stück, das uns geschickt wird, weil es ein mundartliches Gedicht enthält, bedeutet für unsere Arbeit etwas ganz anderes als eins, auf dem für die Stadt Bern eine französische Schule gefordert oder über den deutschschweizerischen Sprachatlas berichtet wird oder von den 15 000 polnischen Ortschaften die Rede ist, die deutsche Namen erhalten sollen. Die Tatsache aber, daß wieder etwa die Hälfte aller Ausschnitte irgendwie mit unserer Mundart zusammenhängen, könnte einen Nichtkenner der Verhältnisse leicht dazu verleiten, die Bedeutung der Mundartbewegung zu überschätzen. Unsere vielen hundert Zeitungen und Zeitschriften sind mit Ausnahme einer einzigen alle schriftdeutsch gehalten, und nur wenige von ihnen bringen, und auch diese nur ganz ausnahmsweise, ein wenig Mundart. Und zwar sind die meisten weitaus in gutem oder wenigstens richtigem Schriftdeutsch geschrieben; denn was bedeuten die paar Fehler und Geschmacklosigkeiten, wie sie in jedem Blatt einmal unterlaufen können, im Vergleich zur ganzen großen Masse? Wir können also sagen: im Kern ist unser deutschschweizerisches Sprachleben immer noch gesund, und wer von einer Verwilderung spricht, sollte einmal beweisen, daß es früher wirklich *b e s s e r* und nicht bloß *a n d e r s* gewesen sei, das heißt daß man früher, als gewisse Fehler und Sprachdummheiten seltener waren als heute, nicht einfach andere begangen habe. Es würde sich vielleicht lohnen, das einmal zu untersuchen. Natürlich darf uns das nicht hindern, die heutigen Schwächen des Sprachgebrauchs, die alten und die neuen, kräftig zu bekämpfen. Für unsern Rundblick kann es sich nur darum handeln, gewisse Schwankungen, besondere Kraftleistungen auf der einen Seite und auffallende Schwächezustände auf der andern festzustellen.

¹ Um Raum zu sparen, führen wir die Quellen gewöhnlich nicht an, halten sie aber auf Anfrage zur Verfügung.

1. Die Mundart

„Das heutige Sprachleben unseres Landes wird beherrscht von der Spannung zwischen der offiziellen Schriftsprache und der heimeligen Mundart.“ Wenn unsere Zeitungen heute mehr mundartliche Beiträge bringen als vor zehn Jahren, so ist dagegen nichts einzuwenden, im Gegenteil; denn wenn auf diesem Wege die Deutschschweizer sich daran gewöhnen, Mundart zu lesen, wird das unsern Mundartdichtern zu-
statten kommen. Merkwürdig ist nun aber, daß 1943 nur noch etwa halb so viele mundartliche Beiträge erschienen sind wie im Vorjahr; namentlich die Anzahl der Gedichte ist zusammengesmolzen. Und wenn sie noch alle gut wären! Außer einigen wenigen von Reinhart und Eschmann sind die meisten nicht nur wert-, sondern auch geschmacklos, entweder widerlich rührselig oder dann roh. Daß die Mundart auch Modesache ist, beweist ein Gedicht im „Schweizerischen Modeblatt“, wo „obe“ reimen sollte auf „Bode“ und „chlage“ auf „Abe“, Unstimmigkeiten, die das Blatt in der Kleidermode wohl nie dulden würde. Erfreulicher als diese Zeitungsschau wäre ein Ueberblick über die Jahresernte unserer Mundartlyrik, die im Buchhandel erschienen ist. Mellen führt einmal lobend neun solcher Sammlungen nacheinander auf. Der Raum erlaubt uns nicht, alle aufzuzählen; erwähnt seien nur Zulligers „Aern“, D. S. Lienerts „Schwyzerpfeischterli“ und die von Guggenbühl und Hafner gesammelten „Blumen us euserem Garte“. Der Name des im März verstorbenen Simon Gfeller sei ehrend nochmals genannt. Auch die Mundartbeiträge in ungebundener Form sind in der Presse stark zurückgegangen, sogar im Kanton Bern, wo sie immer noch am häufigsten sind. Im „Bund“ plaudert Strüßi in urchigem Berndeutsch über politische, volkswirtschaftliche, philosophische Fragen, auch über sprachliche Modetorheiten; er griff auch ein in den Bürgerkrieg, der in der Stadt Bern tobte zwischen Stadtmundart und Landmundart. Da hatte sich jemand im „Bund“ etwas lebhaft eingesetzt gegen die vom Lande her eindringende Gewohnheit, zu „auelen“ und zu „angelen“, das heißt das l wie u zu sprechen („Waud“ für „Wald“) und ng für nd („Hung“ für „Hund“). Das töne in der Stadt roh. Daran knüpfte sich eine lebhafteste Auseinandersetzung, und die Schriftleitung konnte gar nicht alle Stimmen veröffentlichen. Auch unser Strüßi lehnte das „erchrampfete Ghüedreckele vo Giele“ gründlich ab. (Maria Waser hat diese neue Gewohnheit seinerzeit „weniger der natürlichen Entwicklung als einer volkstümelnden, dem Bedürfnis nach Popularität und ‚Urchigkeit‘ entsprungene Mode“ zugeschrieben.) Es ist dann im „Bund“ sogar zur Gründung einer Gruppe „Stadtbärndütsch“ des Bundes „Schwyzerdütsch“ aufgefordert worden; vom Erfolge hat man nichts gehört. Im „Kleinen Bund“ erzählte Emil Balmer berndeutsch von Gressoney, dem Walsertal hinterm Monte Rosa, und Hans Zulliger eine

ergreifende Weihnachtsgeschichte von der Grenze. Wie man sich aber in der Stadt wehrte gegen ländliche Aussprache, so taten es bernische Landblätter gegen den städtisch-schriftdeutschen Wortschatz. Das „Emmenthaler Blatt“ ruft uns zu: „Mir wei zämme ystah für nes guets Bärndütsch“ und bringt eine Reihe von Gegenüberstellungen; statt „immer und immer wieder“ sage man „gäng ume“, und für „bequem“ heiße es „gäbig“ oder „chummlig“. Dabei macht es aber der Schriftsprache doch vernünftige Zugeständnisse. Das „Emmenthaler Blatt“ ist die Zeitung, die neben dem „Bund“ am meisten mundartliche Beiträge bringt, aber 1943 brachte es auch weniger als 1942. Ihm folgen andere, aber immer wieder wird das Behagen am urchigen Berndeutsch gestört durch Wendungen wie „gehobene Stimmung“, „Leistung der Beherrschig und Zufriedenheit“, „erschütternd ärnsti Abbräch-nigszyt“ und „nid grad benydenswertig Lag“ und dergleichen. Von den ostschweizerischen Blättern pflegt die Mundart fast nur der Winterthurer „Landbote“, in dem der Heiri Brändli (Rudolf Kägi) gemütlich plaudert. Die Zeitungen berichten aber auch über neue Mundarterzählungen, zum Beispiel über Emil Balmers schönen „Meie“, und über mundartliche Dichterabende, an denen von Tavel und Gfeller, Reinhart, A. Balmer, Bächtold und andere zum Worte kamen (Berndeutsch ist im Zürichbiet sehr beliebt), auch Kägi. An mundartlichen Spielen fehlte es auch nicht zu Stadt und Land; die Zeitungen berichten über Aufführungen von Schaers mehr oder minder glücklich verschweizertem „Pygmalion“ bis zu Sautters „Mündel“ im Schulhaus zu Uerzlikon. Das Basler Heimatschutz-Theater (Baseldütschi Bihni) konnte seinen fünfzigjährigen Bestand feiern. Das Vorurteil, daß man auf Schweizerdeutsch nur Lustiges spielen könne, ist noch lange nicht überwunden. Wahrhaft erhebend klingt die Nachricht aus dem Zürcher „Corso-Palais“: „Die pikant anzusehende Phyllis Heymans freiert eine züridütsche Swingparodie.“

Während also die Zahl der Zeitungsbeiträge in Mundart zurückgegangen ist, hat die der grundsätzlichen Auseinandersetzungen über die Mundart zugenommen. Das hängt vor allem mit einigen Einzelfragen ihres Gebrauchs zusammen. Anfangs des Jahres war es das verneinende Ergebnis der Rundfrage Pfarrer Karl Zimmermanns über die Mundartpredigt, was die Blätter beschäftigte; gegen das Ende war es der ebenfalls ablehnende Erlaß des Bischofs Caminada von Chur. Im Laufe des Jahres erregte Aufsehen der „Mundartbeschluß“ des Zürcher Gemeinderates (des städtischen Parlaments) vom 15. September, von den Bewerbern um das zürcherische Bürgerrecht künftig zu verlangen, daß sie „Schweizerdeutsch verstehen und eine deutsch-schweizerische Mundart in angemessener Weise sprechen“. Von dieser letzten Bedingung seien bei guter Anpassung des Bewerbers Ausnahmen zulässig. Dem Beschluß war eine Aussprache in der „NZZ.“

vorausgegangen; die meisten Einsendungen bekämpften den Antrag. Er wurde zwar angenommen, aber gegenüber der ursprünglichen Fassung in so verwässelter Form, daß nicht viel übrig blieb als eine schöne — Gebärde, über die man in ruhigeren Zeiten einmal lächeln wird. Daß man von einem Bewerber Verständnis unserer Mundart verlangt, ist in Ordnung; „Beherrschung“ aber ist mehr eine Sache der sprachlichen Begabung als der politischen Gesinnung. Und was heißt „in angemessener Weise“? Wer gibt da das Maß an? Und Ausnahmen sind ja schon vorgesehen! Die meisten Zeitungen haben den Beschluß einfach als Mitteilung gebracht, die „Nationalzeitung“ spottete darüber unter dem Titel „Zürcher werden ist sehr schwer“. Auch das „Ostschweizerische Tagblatt“ fand, mit solchen Vorschriften, „bloßen Formalitäten“, laufe man Gefahr, „an Neußerlichkeiten hängen zu bleiben“. In mehreren unserer kantonalen Parlamente ist der Gebrauch der Mundart altüberliefert (so in Bern und den innern Orten) — über das dabei blühende „Großratsdeutsch“ hat ja Otto von Greherz schon vor bald vierzig Jahren gespottet. Vor einigen Jahren hielt sie auch Einzug in Zürich, blieb aber vereinzelt, und 1943 versuchte es einer in Basel. Auf die Frage eines Ratsmitglieds, ob das gestattet sei, stellte der Leiter an Hand der Geschäftsordnung fest, die Verhandlungssprache sei Deutsch, und Schaffhauserisch wurde als eine Art Deutsch anerkannt; im übrigen überließ man es dem Taktgefühl der Herren Großräte, wie sie reden wollten — die „Arbeiterzeitung“ (!) hat darüber leise gespottet.

Weniger stark beschäftigte die Presse die Frage, ob der Gebrauch der Mundart vor G e r i c h t zu vermehren sei: Obergerichter Dr. Arthur Bauhofer hatte sie in einer Veranstaltung der Gruppe „Züritüütsch“ des Bundes „Schwyzertütsch“, zu einigem Aerger der Veranstalterin, eher ablehnend beantwortet. Ueber Schweizerdeutsch am R a d i o hielt im Berner Sprachverein Dr. Trudi Greiner einen Vortrag, in dem sie die mundartfördernde Tätigkeit des Berner Studios belegte, aber auch auf die zahlreichen Schwierigkeiten in der Pflege e c h t e r Mundart hinwies, besonders auf die Hauptsünde vieler mundartlicher Redner: hochdeutsch zu denken und schweizerdeutsch nur zu sprechen. Regelrechte Schulungen seien eben nicht beliebt. Ein guter Gedanke der Berner Rundspruchleitung war es, Prof. Baumgartner eine Vortragsreihe über gutes Schweizerdeutsch halten zu lassen. Vor Mißbrauch der Mundart im Rundspruch warnt Felix Moeschlin. Einzig aus einer welschen Zeitung erfahren wir, daß am Eisenbahnunglück von Riesen zum großen Teil der Umstand schuld war, daß der Berner Stationslehrling die Meldung seines St. Galler Kollegen nicht verstanden habe. Unsere Mundartunterschiede können also, bemerkt die Schriftleitung, verhängnisvoll wirken.

Von der Namengebung auf unsern Landeskarten handelte ein in Verbindung mit der Ausstellung unserer Landesbibliothek „Die Schweiz als Pflegerin der Sprachen“ gehaltenen Vortrag Dr. Schortas „über die Ziele der Ortsnamenkunde mit besonderer Berücksichtigung der Nomenklatur“. In der „NZZ.“ widersetzte sich Dr. Saladin vom Schweizerischen Wörterbuch der wie ihm scheint grundsatz- und kulturlosen Haltung der für die Namengebung auf der neuen Schweizer Karte verantwortlichen Stellen.

Gegen die Uebertreibung der Mundartpflege in der Schule wendet sich der Erziehungsrat des Kantons St. Gallen in einer amtlichen Kundgebung. In ähnlichem Sinn äußern sich die „Glarner Nachrichten“.

Neben all diesen Einzelgebieten ist aber die Mundart in der Presse auch allgemein besprochen und gewürdigt worden. Prof. Dieth, der Gründer des Bundes „Schwyzertütsch“, hat seinen 1942 vor der Arbeitsgemeinschaft „Pro Helvetia“ gehaltenen trefflichen Vortrag über „die kulturpolitische Bedeutung der schweizerischen Mundarten“ in verkürzter Form erscheinen lassen. Gegenüber den Fanatikern, die Hochdeutsch immer noch als eine „Fremdsprache“ erklären, halten wir daraus gerne die Stelle fest: „Auf die bekannte Streitfrage: Welches ist des Deutschschweizers Muttersprache, Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch? gibt es nur eine befriedigende Antwort: Beide, er hat zwei. Weder ist Hochdeutsch eine Fremdsprache, noch ist Schwyzertütsch keine Sprache.“ Erfreulich ist auch seine für einen gebildeten Deutschschweizer im Grunde ja selbstverständliche Feststellung: Mit Mundart allein vermag ein Kulturvolk nicht zu bestehen. Während Dr. Adolf Guggenbühl, Obmann des Schwyzertütsch-Bundes, rundweg erklärt, Hochdeutsch sei „eine intellektuelle Sprache, Schweizerdeutsch eine Gemütsprache“, geht Dieth mit solchen schlagwortartigen Ausdrücken vorsichtiger um: „Die eine richtet sich mehr an Herz und Gemüt, die andere mehr an den Verstand.“ Ueber das „Wieviel mehr?“ kann man immer noch verschiedener Ansicht sein; manchmal ist es doch auch weniger. Dieth gibt auch zu, daß es das politische Geschehen der letzten zehn Jahre war, was den Zerfall unserer Mundarten aufgehalten habe, und daß diese Stärkung vor allem „quantitativ“ gewesen sei. Wenn wir aber „so weiterwursteln“, würden wir zu einer Zwitterform vor Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gelangen, die zu retten sich nicht mehr lohnen würde. In einem Abriß unserer Mundartgeschichte erwähnt Dieth Emil Baers alemannische „Bombe“, die zum Glück ein Blindgänger gewesen sei, aber als Weckruf wohlthätig gewirkt habe. Daß Baers „Sprochbiwegig“ so kurzlebig gewesen und heute völlig erloschen sei, daran sei „der Sprechende nicht ganz unschuldig“. Gewiß nicht, aber der Schreibende auch nicht. Er war es, der Prof. Dieth in der „NZZ.“ öffentlich aufforderte, die Mundartbewegung an die Hand

zu nehmen, und die Mitwirkung des Sprachvereins zusagte; Dieth hat dann allerdings nicht die Hilfe des Sprachvereins in Anspruch genommen, sondern die eines kulturpolitischen Fanatikers — das versprach „im politischen Geschehen der letzten zehn Jahre“ freilich auch mehr Erfolg. (Ein Blatt, das Dieths Vortrag auf zwei Nummern verteilte, schloß den ersten Teil mit dem Vermerk: „Der Schluß des Artikels findet der Leser . . .“ und eröffnete den zweiten Teil mit dem Hinweis: „Der erste Teil des Artikels findet der Leser . . .“ Ein Druckfehler ist also ausgeschlossen. Die beiden Stellen beweisen die „kulturpolitische Bedeutung“ des Unterrichts in — der Schriftsprache! Nach Dieths Ansicht käme zwar eine bewußte und gründliche Pflege der Mundart durch die Schule „indirekt der Schriftsprache zugute“, in solchen Fällen aber — und sie gehören zu den häufigsten und beschämendsten — nur sehr „indirekt“; denn an diesem Fehler ist die Mundart schuld.)

Ein anderer hervorragender Freund des Schweizerdeutschen, dabei erfolgreicher Mundartdichter, Prof. Georg Thürer, bekämpft unter dem Titel „Volksherrschaft — Volkssprache“ mit Recht das trotz allem immer wieder auftauchende Vorurteil, Schweizerdeutsch sei neben dem Hochdeutschen etwas Minderwertiges, während es doch einfach etwas Anderswertiges sei. (Gewisse Leute, auch Lehrer, scheinen die Hochsprache immer noch „Gutdeutsch“ zu nennen; auch unsere Welschen nennen es gern « le bon allemand » — als ob das Schweizerdeutsch nicht auch gut wäre.) Er bekämpft aber auch das Ratsherrendeutsch und gibt zu, daß die Mundart, wenn sie auch „nahezu gefeit“ sei gegen die Phrase, leicht langfädig werde und ins Blaudern abgleite. Leider hat er auch recht mit der Behauptung, der große Haufe der geschulten Deutschschweizer lese lieber ein mittelmäßiges französisches oder englisches Buch als ein ernsthaftes in Schweizer Mundart. Ähnlich äußerte er sich in einem Basler Vortrag über „Wesen und Würde der Mundart“. Im ganzen aber warnt auch er vor Uebertreibung der Mundartpflege, vor Vernachlässigung der Schriftsprache und vor der Uebersetzung gewisser hochdeutscher Dichtungen ins Schweizerdeutsche. Daß die heutige Jugend urchigeres und nicht bloß gröberes Schweizerdeutsch spreche, kann man aber bezweifeln, und wenn man die Briefe von Gottfried Kellers Mutter liest, hält man es auch nicht gerade für nötig, Privatbriefe in Mundart zu schreiben.

Weit über hundert „Kultursünden am Dialekt“ hält ein Basler seinen Landsleuten vor. In der „Nationalzeitung“ kämpft einer als „Nachtwächter“ für gutes Baseldtisch. Eine Baslerin seufzt im Zürcher „Tagesanzeiger“: Wenn ein Genfer sich im Zürcher Hauptbahnhof nach dem Paradeplatz erkundigt, bekommt er sofort höfliche französische Auskunft; einer Baslerin antwortet man aber zuerst spöttisch lächelnd: „Sind Sie vo Basel?“ und die Auskunft schließt mit dem Witz: „Sejo

derno!" In Basel würde man sich nie erlauben, die Frage zu erwidern mit der Gegenfrage: „Sind Si vo Ziri? Chaibeglatt!"

Unsere Zeitungen berichten auch über mundartwissenschaftliche Vorträge und Aufsätze. Dr. Gysling und Emil Balmer sprachen über die Walser hinterm Monte Rosa, Prof. Hohenköchler über die Bedeutung des Wallis für die Erklärung der sprachgeographischen Verhältnisse Deutschbündens; dabei fragte er: „Warum sagt der Churer ‚got und stot‘, der Davoser und der Rheinwalder ‚geit und steit‘?“ Der Churer hat sein Deutsch vom Rheintal herauf bekommen, der Davoser und der Rheinwalder haben es aus dem Wallis mitgebracht. Aber auch die Bündner Walser sprechen nicht einheitlich. Warum sagt der Davoser: „Schy gann“, der Rheinwalder: „Schy gäänt“? Der Rheinwalder hat sein Deutsch aus dem Goms gebracht, der Davoser aus den untern Zehnten. Diese Unterschiede machen sich auch in Lauten und Formen, aber auch im Wortschatz geltend: Was der Rheinwalder „Chüpli“ und der Davoser „Chübli“ nennt, heißt beim Churer „Loufa“. Prof. Newald hat die schweizerische Urkundensprache gründlich untersucht und festgestellt, daß die älteste deutsch geschriebene Urkunde aus dem Jahre 1238 stammt. Die Kanzleien der Städte gaben der Volkssprache feste Formen, und das führte schließlich zur gemeinsamen hochdeutschen Schriftsprache. Im Berner Sprachverein hielt Dr. Brüschiweiler einen Vortrag über Berndeutsch in unsern ältesten Urkunden.

Zum Teil wohl durch den Schweizerischen Feuilletondienst vermittelt, zum Teil auch von sich aus bringen unsere Blätter gelegentlich sprachliche Beiträge, so über Soldatensprache („Morgebalett“ für das Frühturnen, oder die Frage: „Wotisch e Vitaminsprüke?“ an einen, der nicht mehr marschieren kann), über Weihnachten, Hornung, Heuet, über freundeidgenössische Spitznamen, über „Chlüre“, „Trümpi“ und anderes. Ruth Blum bekämpft mit Recht das in Heiratsgesuchen blühende „Schweizer Mädlel“. Sie und da hört man etwas über das Schweizerische Idiotikon, und die „Schweizer Illustrierte“ brachte einen Bericht über dessen Entstehung mit dem wohlgemeinten, aber doch fraglichen Satz aus dem Gründungsaufruf: „Mit unserer eigentümlichen Sprache würden wir unsere schweizerische Denkart aufgeben . . . Solange wir unsere Sprache festhalten, solange hält die Sprache uns als Nation zusammen und schützt unsere Individualität besser als der Rhein.“ Wir Deutschschweizer vertrauen unsere politische Denkart heute doch lieber den Bunkern am Rhein an als der Mundart.

Aber die Pflege der Mundart ist vor allem Aufgabe des Bundes „Schwyzertütisch“ und seiner rührigen Ortsgruppe Zürich¹. Sie veranstaltete wieder einige schöne Mundartabende. Ein gewagtes und

¹ Der Bund schreibt sich „Schwyzertütisch“, die Zürcher Ortsgruppe, ihrer Mundart entsprechend, „Schwyzertüütisch“.

offenbar nicht durchwegs gelungenes Unternehmen war dabei der Abend „Schwyzertüütsch und Wältk-literatur“, an dem Uebersetzungen aus der Bibel, aus Dante, Shaw, Keller, Busch und andern geboten wurden; wenigstens hat ein sonst wohlwollender Kritiker in den „N.Z.M.“ allerlei daran auszusetzen gehabt. Von den übrigen Unternehmungen hat sich die im „Heimethuus“ eingerichtete Sprachstelle wieder bewährt, die in allen mundartlichen Fragen Auskunft und Hilfe leistet, sogar bei der Fassung von Werbeschreiben, den Namen für Täuflinge, Häuser und Geschäfte. In ihrem Pressedienst vermittelt die Sprachstelle, geldlich unterstützt von der „Pro Helvetia“, fesselnde Beiträge über mundartliche Gegenstände, besonders aus den Schätzen des Idiotikons, und in der „Schwyzertüütsch-Schuel“ Auslandschweizern, Welschen und Ausländern und mit Schweizern verheirateten Ausländerinnen eine gewisse Kenntnis des Schweizerdeutschen. Der Obmann des Ausschusses für Rückwandererhilfe, Prof. Andrae, und Prof. Lätt von der Auslandschweizer-Kommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft bestätigen die Nützlichkeit dieser Kurse ausdrücklich. Im Auftrag dieses Bundes bringt Frau Feller im „Schweizer Spiegel“ immer wieder ihre geschickten Gegenüberstellungen von falschem und richtigem Schweizerdeutsch. Im Anschluß an die peinliche Feststellung, daß unsere Jugend die heimischen Ausdrücke für Tiere und Pflanzen nicht mehr kenne, bringt der „Rebelipalter“ das Bildchen zweier Gassenbuben, die sich gegenseitig mit „Zwätschgechopf“ und „Munigrind“ begrüßen.

Unabhängig vom „Schwyzertüütsch-Bund“, aber ebenfalls mit Unterstützung der Stiftung „Pro Helvetia“, sind wieder einige Hefte „Schwyzertüütsch“ erschienen, der „Zytchrift für üsi schwyzertüütsche Mundarte“, die Dr. Schmid in Freiburg herausgibt. Sie waren immer einem Dichter (Gfeller und D. S. Lienert) oder einer Landschaft (St.-Galler- und Welschland) gewidmet und recht gut und hübsch gestaltet. Auch das Schweizerdeutsch des Herausgebers scheint sich gebessert zu haben. Daß wir es in unserm Bericht 1941 etwas angefochten haben, dafür rächt er sich immer wieder, indem er die Hefte mit läppi-schen Angriffen auf den Sprachverein schmückt, auch wenn er den Anlaß an den Haaren herbeiziehen muß.

Eine besondere Veranstaltung war der Kurs „Schwyzertüütsch“, den die zürcherische Volkshochschule durchführte mit einer Reihe von Vorträgen verschiedener Redner über die Mundart im öffentlichen Leben, in Familie, Schule, Radio, Zeitung, Film und namentlich auch in der Dichtung. Die Vorträge wurden in Mundart gehalten, aber in Schweizerdeutsch von sehr verschiedener Güte. Am besten sprachen die Dichter (Bächtold, Thürer, Tr. Meyer); neben ihnen fiel sogar Guggenbühl ab, der sonst im Vergleich mit andern Politikern gut spricht. Einen fesselnden Vergleich brachte Thürer, indem er dasselbe Gescheh-

nis, Tells Rettung, in Schillers Hochdeutsch und Schoecks Schweizerdeutsch wiedergab: Während Schiller den Hörer einfach unwiderstehlich packte, vermochte Schoeck die Seelenruhe kaum zu stören. Guggenbühl behauptete, im Zürcher Gemeinderat sprächen, nachdem er vorangegangen, heute zwei Drittel der Redner schweizerdeutsch. Das wird in jener Sitzung, als er sie zählte, so gewesen sein; in drei andern Sitzungen, die der Berichterstatter besuchte, war es gerade umgekehrt. Und was war das für ein Züritüütsch! Es wäre dringend zu wünschen, daß der Obmann des Schwyzertütsch-Bundes in seiner „Schwyzertütsch-Schuel“ einmal einen Kurs veranstaltete für Deutschschweizer, die öffentliche Reden halten müssen; er erklärte ja selber, in vielen Fällen höre man da mehr übersetztes Hochdeutsch als richtiges Schweizerdeutsch; die Fähigkeit dazu müsse erst wieder erworben werden. In einem Bericht über seinen Vortrag steht die Frage: „Warum weicht man denn dem Dialekt überall aus?“ — Ist es heute nicht eher umgekehrt? Und da taucht auch wieder der Gedanke auf: beim Verschwinden der Mundart müßten wir untergehen — sind die Weltschen untergegangen, als sie ihre Mundarten aufgaben? Ein Einsender wagte dann doch ein kräftiges Wort zur Erwiderung.

Da unser Sprachverein schon vor einem Vierteljahrhundert für Verbesserung des Schweizerdeutschen eingetreten ist, hat er wohl das Recht, gegen dessen mißbräuchliche Vermehrung aufzutreten.

2. Die Schriftsprache

Wie steht es mit der Pflege der Schriftsprache? Vor allem kommt es darauf an, was wir unter Pflege verstehen. Ist das schon Pflege, wenn man eine Sprache einfach zu gebrauchen pflegt? In diesem weitern Sinn hat die Schriftsprache, abgesehen davon, daß öffentliche Reden jetzt häufiger in Mundart gehalten werden als noch vor zehn Jahren, nichts verloren. Und wenn auch heute mehr Mundartbücher geschrieben und sogar gedruckt werden als früher, gelesen wird deshalb kaum weniger Schriftdeutsch. Der Deutschschweizer liebt es ja, Schweizerdeutsch zu hören, darauf zu „lo sen“, aber lesen will er doch lieber Schriftdeutsch, und wenn ein Dichter sich entschließt, ein Buch, dessen Inhalt ebenso gut die Schriftsprache vertrüge, in Mundart zu schreiben, bringt er ihr immer noch ein bewußtes Opfer. Und wenn die politischen Verhältnisse heute den Gebrauch der Mundart begünstigen, kommen sie auch der Schriftsprache zustatten. Der Umstand, daß uns Deutschland keine Bücher mehr senden kann und daß uns seine neueren Dichtungen und Lehrbücher nicht mehr so allgemein zusagen, begünstigt das schweizerische Verlagswesen, das einen wesentlichen Aufschwung genommen hat, nicht nur in Uebersetzungen aus dem Englischen, sondern auch in Lehrbüchern (Literaturgeschichten von Bräm, Clauß und Burkhard) und andern. Unsere schweizerischen Verlage

haben 1943 laut Bericht der Landesbibliothek insgesamt 3558 Werke herausgegeben gegenüber 2875 im Vorjahr und 2510 im Jahr 1941. Die Erziehungsdirektorenkonferenz hat zusammen mit dem Verein schweizerischer Verlagsbuchhändler die Herausgabe von Schullestertexten (unter dem Namen « Editiones Helveticæ ») an die Hand genommen und plant sogar schweizerische Wörterbücher und ein Konversationslexikon. Die schöne Sammlung „Sprachgut der Schweiz“ des Verlages Rentsch hat einige neue Hefte herausgebracht. Die paar Gedichte und andern mundartlichen Beiträge in der Presse verschwinden neben der gewaltigen Masse schriftdeutscher Texte. Gefährdet ist also der schriftliche Gebrauch unserer Hochsprache keineswegs, und die Redner, die sich ihrer zu bedienen wagen, machen in der Regel weniger Fehler gegen die Gesetze der Schriftsprache als die Mundartredner gegen die Gesetze der Mundart, und immer noch ist es erfreulich, aus den Mundartreden herauszuhören, wie gut sie eigentlich hochdeutsch sprechen könnten — abgesehen von der Aussprache freilich, aber auch diese ist in den letzten Jahrzehnten besser geworden. Daß Winklers „Sprechtechnik für Deutschschweizer“ nun in zweiter Auflage erscheinen konnte, beweist den Eifer um eine bessere Aussprache. An der Bündner Volkshochschule hat Attenhofer eine Einführung in die Sprechtechnik gegeben. Das Phonogrammarchiv der Hochschule Zürich hat die Schützenfestrede in Kellers „Fähnlein“ von vier Schweizern sprechen lassen, um ein Hochdeutsch zu zeigen, das frei von örtlichen Beiklängen ist und doch dem Schweizer nicht geziert vorkommt.

Das ist aber längst schon Sprachpflege in einem engern und edlern Sinn: bewußte Sorgfalt im Gebrauch der Sprache und innere Teilnahme an der sprachlichen Seite schriftdeutscher Äußerungen. Das ist vor allem Aufgabe der Schule. Von ihrer Arbeit zeugen neben den ungezählten roten Strichen in Übungs- und Aufsatzheften wieder viele Arbeiten in den Lehrerzeitungen, Vorträge an Lehrerkonferenzen und eine Reihe neuer Lehrbücher (Wohlwend, Berger, Siegrist, Baumgartner, Wanner). Bei der Beratung des Gemeinderates von Dornach über den Ausbau der Bezirksschule wurde „allseitig“ die Meinung ausgedrückt, es sei in erster Linie der Deutschunterricht besser zu gestalten als bisher; denn „wer seine Muttersprache nicht beherrscht, wird auch in der Fremdsprache kein Meister werden“. An der Bezirkskonferenz in Baden wagte jemand die Forderung, daß „die künftigen Naturwissenschaftler auf der Mittel- und sogar auf der Hochschule vermehrten Deutschunterricht erhalten“. An der Eidgenössischen Technischen Hochschule wurde bei der Neubesezung der Stelle für deutsche Literatur auch ein Kurs für Sprachunterricht und Stilkunde (für Deutschsprachige) eingerichtet. An der Tagung der Lehrer an kaufmännischen Berufsschulen verlangte man nachdrückliche Pflege des Deutschen; auch der Aussprache sei Aufmerksamkeit zu widmen. Um ein gutes Deutsch

bemühten sich laut „B.N.“ auch unsere Sportjournalisten in einem besondern Kurs, der mit einem Vortrag über falschen oder sonst schlechten Satzbau, falsch angewandte Fremdwörter, mundartliche Uebersetzungen und dergleichen schloß. Daß trotz allem Bemühen der Erfolg bisher zu wünschen übrigließ, sagt Max Groß in einem Vortrag über den Sprachunterricht an der Volksschule. — Zum Schlusse dieses „Schulkapitels“ sei der schöne Gedanke Sekundarlehrer Bommers erwähnt: jeder Schüler sollte einmal Gelegenheit haben, Schillers „Tell“ auf der Bühne zu sehen.

Außerhalb der Schule und neben dem Sprachverein treibt praktische Sprachpflege vor allem der „Beobachter“, der unter dem Titel „Schäm di!“ in fast jeder Nummer einige schwerere oder leichtere sprachliche Schandtaten geißelt, meistens mit Recht, manchmal eher etwas zu streng. Daß zum Beispiel ein gewisser Herr Walter sich in der Zeitung für einen Rechtschreibkurs empfiehlt als der Mann, der „Sie spielend durch Selbstunterricht fehlerfrei schreiben lernt“, ist in der Tat schändlich, obgleich es sich dabei nicht um einen Fehler der Rechtschreibung, sondern der „Rechtspredung“ handelt. Der „Gazettenhumor“ des „Nebelspalsters“ beruht meistens auf bloßen Druckfehlern, aber er verspottet doch auch das „Li-Kollerli“, das sich auslebt in einer Ausschreibung von Möbeln: Kombimöbeli, Kommöbli, Vitrinli, Maträzli. Die „Thurgauer Zeitung“ bekämpft den Ausdruck „Schwerstarbeiter“ unseres Kriegsernährungsamtes; die „Mezgerzeitung“ verspottet die Sprachdummheiten der Speisefarten („Gemüse du jour“); die „Nationalzeitung“ findet die aus Deutschland eingeführte Abkürzung „Kriegsberichter“ für den Kriegsberichterstatter „nicht eben glücklich“ (warum eigentlich nicht?); in den „Basler Nachrichten“ geht Hügli der „Modewort-Seuche“ zu Leib. Underthalb Duzend sprachliche Fehlgeburten auf einmal bringt Fr. in den „Glarner Nachrichten“, zum Beispiel die Mitteilung des Kriegsernährungsamtes, „daß ein preislich interessanteres Ausweichen auf dem Sektor der Konditoreihilfsstoffe und Ausgangsstoffe für Backwaren möglich“ sei. Gegen den Swing-, Players- und Band-Unfug wenden sich mehrmals die „Nationalzeitung“ und die „Front“, gegen das „Merci“ auf dem Werbeanschlag der „Winterhilfe 1943“ das „Waterland“ und die „Ostschweiz“, gegen den „Sektor“-Fimmel, ganz in unserm Sinne, die „Schweizer Illustrierte“ (7. 12.), diese aber auch, ohne jede Begründung, in lächerlicher Angst vor geistiger Landesgefahr, gegen Wörter wie: Wehrmacht, Bahnsteig, Fahrkarte und andere. Falsche Verdeutschung fremdsprachiger Ausdrücke (überholen, =sehen, =hören) und überflüssige neue Fremdwörter, wie sie die Depeschenagenturen durch Zeitung und Rundspruch verbreiten, bekämpft der „Bund“ („Deutsch und deutlich“), die „Abkürzungsmut“ (Suval, Satus, Bupo und dergleichen) die „Winterthurer Arbeiterzeitung“.

Zwei (nur zwei!) Zeitungsstimmen erwähnten lobend das Kreis-schreiben des bernischen Regierungsrates an die Gerichte und die Verwaltung, wonach künftig weibliche Personen in den Akten nicht mehr als „die Meyer“, „die Müller“ bezeichnet werden sollen, weil diese Ausdrucksweise einen verächtlichen Beigeschmack habe; bei Verheirateten sei die Bezeichnung „Frau“ und bei Ledigen der Vorname voranzustellen. Die Anordnung geht auf eine Anfrage von Fritz Schwarz im Großen Rat zurück, der sich damit ein Verdienst um die Sprache und um die Frauen erworben hat. Nicht leicht hatte es die Leitung der Zürcher Straßenbahn, die für ihre weiblichen Angestellten einen Namen schaffen mußte und sie, nicht gerade glücklich, „Billeteusen“ nannte. Ein Einsender in der „NZZ.“ fand, das erinnere zu stark an die „Balletteuse“; „Schaffnerin“ (was natürlich die beste Lösung gewesen wäre) würde bei uns als fremd wirken, „Kondukteurin“ sei auch nicht zu empfehlen; man solle sie einfach „Fräulein“ nennen. Aber das ist eben keine Berufsbezeichnung. Die „Nationalzeitung“ knüpft daran den kaum ernst gemeinten Vorschlag, nach dem Muster der finnischen „Lotta“ knapp und zugleich würdevoll „Knipša“ zu sagen.

Ohne kämpferische Absicht, nur sachlich belehrend, werden etwa Ausdrücke erklärt wie: Datum, Angebinde, grotesk, Lawine und andere. Ein guter Gedanke des „Brückenbauers“ ist es, von Zeit zu Zeit „Wörter, die wir in der Zeitung lesen“ (es sind meistens Fremdwörter), zu erklären: Chauvinismus, Dementi, Clearing und dergleichen. Der Verfasser sagt einleitend, er bringe sie nicht, weil er an ihnen eine besondere Freude hätte, „im Gegenteil“, aber er hoffe damit dem Leser „das vertrocknete Zeitungsdeutsch verdaulicher zu machen“. Eine schwächliche Stellung zur Fremdwörterfrage nimmt WAO in der Beilage zum „Kaufmännischen Zentralblatt“ ein mit der Meinung, es werde „in ferner Zukunft“ aus diesen „Weltwörtern“ eine „allgemein verständliche, organisch gewachsene Weltsprache erwachsen“. In der nahen Zukunft ist jedenfalls unserm Volk mit leicht verständlichen, leicht zu sprechenden und zu schreibenden Wörtern besser gedient als mit „Kommerz“ und „Faktura“ und dergleichen.

Mehrere Blätter brachten einen Auszug aus Hubschmieds Aufsatz in der „Schweiz“, der Reisezeitschrift der Schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung, über die Namen unserer Berge. (Wie es kam, daß dabei von fünf Blättern ihrer drei von der „Ethomologie“ statt von der „Etymologie“ dieser Namen sprachen, ist rätselhaft; hätte der Verfasser des Auszugs vom „Ursprung“ geschrieben, so wäre dieser „Unfall“ nicht vorgekommen. Es ist ja auch kein Unglück, beweist aber doch, daß Fremdwörter Glückssache sind.) Andere Zeitungen sprachen von den Namen der Apfelsorten, der Fische, der Beeren, über eine hochalemanische und skandinavische Namenart (nach Szadrowsky) usw. Ueber den

Ursprung mehr oder weniger unverständlich gewordener Redensarten hat Hans Sommer im „Kleinen Bund“ eine Reihe fesselnder kulturgeschichtlicher Sprachbilder veröffentlicht und sie dann als Büchlein herausgebracht.

Einige Blätter bringen regelmäßige Berichte über die in unsern Sprachvereinen und -gesellschaften gehaltenen Vorträge; zum Beispiel wurde der im Berner Sprachverein gehaltene Vortrag über „Sprachliche Modetorheiten“ in neun Zeitungen erwähnt.

Auch die Presse beteiligt sich also an der Sprachpflege. Es gibt freilich Zeitungen, in denen man häufiger als sprachliche Betrachtungen etwa einen „Blick in Dancings“ oder einen Bericht über die Eröffnung eines neuen Tearooms oder den Umbau einer alten Weinstube findet.

3. Deutsch in welschem Land

Den Uebergang zum Abschnitt „Deutsch und Welsch“ (dieses im Sinne von „romanisch“) bilde die Erwähnung der Ausstellung „Die Schweiz als Pflegerin der Sprachen“, die die Schweizerische Landesbibliothek im Winter 1942/43 veranstaltet und die bewiesen hat, daß bei uns nicht nur die Mundarten, sondern auch die Schriftsprachen, und nicht nur unsere Landessprachen, sondern die Sprachen und die Sprachwissenschaft überhaupt eifrig gepflegt werden; denn Heimatliebe und Weltweite bilden, wie Prof. Dr. Jaberg bei der Eröffnungsfeier erklärte, die Eigenart der schweizerischen Sprachpflege.

Im Jahr 1943 ist in der Presse der erste Bericht über die Arbeit der Stiftung „Pro Helvetia“ erschienen, die für verschiedene Kulturzweige eine halbe Million zu verteilen hatte. Daraus wurden unter andern die vier schweizerischen Mundartwörterbücher bedacht, der Bund „Schwyzertütsch“, die Zeitschrift „Schwyzertüt“ und andere, auch wissenschaftliche, also schriftsprachliche Literatur, verschiedene Kulturzeitschriften, eine Theater-Wanderausstellung usw.

Und in diesen Zusammenhang gehört auch die Tatsache, daß das Ergebnis der Bundesfeier Sammlung in den Dienst der „Fremdspracherlernung“ (was zwar nicht gerade ein schönes deutsches Wort ist) gestellt wurde in dem Sinne, daß die Jugend aller unserer Sprachgebiete nach der Schulzeit einen Aufenthalt in einem anderssprachigen Landesteil machen könne. Vermehrten Kulturaustausch im Innern des Landes fordert Prof. Lätt besonders für unsere Studenten, und der Verband schweizerischer Studentenschaften will in allen Universitätsstädten zu diesem Zwecke Auskunfts- und Beratungsstellen schaffen. Es braucht es ja nicht jeder so gründlich zu machen wie der Glarner Georg Thürer, der erzählt, wie er als Werkstudent unser Vier Sprachenland wirklich als solches erlebt hat, als er im Brohetal bei einem

Bauer arbeitete, im Bergell mit Kameraden einen Bergbach verbauen half, im Engadin eine Süßmosstkanone bediente und so im „Abenteuer der Arbeit“ eine Art „staatsbürgerlicher Rekrutenschule“ durchmachte. Ueber frühere Bewegungen in der Ost-West-Richtung berichtet der Schweizerische Feuilletondienst, der an 150 Zürichseebewohner jedes Standes, Berufes und Alters eine Rundfrage gerichtet hat, um festzustellen, wie weit des Deutschschweizers menschliche, private und berufliche Berührung mit den Welschen durchschnittlich gehe. Das Ergebnis war: die Beziehungen stützen sich in der Hauptsache auf Wirtschaft und Politik, weniger auf Verwandtschaft und Kulturbelange. Von den befragten Vertretern des Handels stehen nur 10 v. H. in ständigem Verkehr mit dem Welschland (obchon in der Ostschweiz viel Waadtländer getrunken wird und in Zürich die Walliser Weinstuben aus dem Boden schießen wie Pilze und in einer „Echtheit“, wie sie vielleicht im ganzen Wallis nicht blüht). Von 58 Befragten aus Gewerbe, Beamtenerschaft und andern Berufen haben 47 ihr Französisch in einem Welschlandaufenthalt erworben. Auch Handwerker, Knechte und Mägde haben etwas Französisch gelernt; 25 v. H. aller Befragten beherrschen es „mehr oder weniger perfekt“. Häufig ist der Kinderaustausch in Bauernfamilien, seltener bei Arbeitern. Es wäre nun wertvoll zu wissen, wie stark früher die Bewegung in der Richtung West-Ost war; sicher nicht so stark wie heute. In Chur hat im Sommer ein sechswöchiger deutscher Ferienkurs für Welsche und Tessiner stattgefunden, der sehr befriedigt zu haben scheint. Daß die Bewegung heute gegenseitig ist, ist sehr erfreulich; unerfreulich ist aber, daß man nun aus der deutschen Schweiz dieselbe Klage hören muß wie schon früher aus der welschen: daß die jungen Leute ausgenutzt werden und sprachlich nicht auf ihre Rechnung kommen. Eine Sprachlehrerin der Inner- und Ausserschweiz berichtet im „Beobachter“, daß nur 20 v. H. der Volontärinnen und Ausläufer die Möglichkeit haben, mit ihren Dienstherrn schriftdeutsch zu sprechen; die übrigen 80 v. H. „Herrschaften“ seien entweder zu bequem, von der Mundart zu lassen, oder sie wollen sich selbst im Französischen oder Italienischen üben. Tessiner lernen so in der deutschen Schweiz am ehesten noch — Französisch! Man läßt den jungen Leuten oft kaum Zeit, deutschsprachige Abendkurse zu besuchen. Ueber den im Jura herrschenden welschen Brauch, Kinder im achten Schuljahr « sur les Allemands » zu schicken, wo sie oft ausgenutzt würden und kein Deutsch lernten, klagt auch der « Impartial »; das Jahr, das sie auf diese Weise zu gewinnen hoffen, sei verloren. Es sei eine « coutume néfaste ». Daß bei diesem „Kulturaustausch“ (schönes Wort?) „die Waage alles andere als ausgeglichen“ sei, erklärt deutlich der Waadtländer Peitrequin, weil nämlich der Welsche, der mit seinem Schuldeutsch in die deutsche Schweiz komme, von unserm „ebenso reizvoll klingenden wie seltsamen Deutsch“ kein Wort verstehe; der Deutschschweizer sei mit sei-

nem Schulfranzösisch in der welschen Schweiz besser daran¹. Auch im Blatt der Post- und Zollbeamten beklagt sich ein Welscher bitter über das Verhalten der Deutschschweizer gegenüber welschen Berufsgenossen, die in der deutschen Schweiz Deutsch lernen möchten oder sollten und nicht können, weil so viele Deutschschweizer im Verkehr mit ihnen « restent obstinément cantonnés », in ihrer Mundart reden oder dann von der Gelegenheit „profitieren“ wollen, sich im Französischen zu üben. Es sind die alten Klagen, nur besonders stark ausgedrückt; das Verhalten der Deutschschweizer, denen ihrerseits im Welschland das Erlernen der Fremdsprache so leicht gemacht sei, wird geradezu mit „Spielbetrug“ bezeichnet.

Daß die sprachliche Vorbereitung im Deutschunterricht des Welschlandes nicht immer geschickt sei, gibt man zu; mit Sätzen wie „Der Bleistift ist eine Schulsache“ und ähnlichen Weisheiten komme man in Wattwil oder Herzogenbuchsee nicht weit, meint Peitrequin, und Prof. Hedinger, Deutschlehrer an der Töchterhandelschule in Lausanne, gesteht, daß das Fach sehr oft « détesté » sei; seit der Landesausstellung von 1939 sei aber der Wille besser geworden. Sein Sprachführer „Sprechen Sie deutsch? Parlez-vous français?“ (in Form von Gesprächen aus dem täglichen Leben) ist in fünfter Auflage, ein neues Lehrbuch „Lebendiges Deutsch“ von Paul Rüegg in erster Auflage erschienen. Um den Klagen ehemaliger Schüler, man verstehe mit dem in Genf und Lausanne gelernten Schuldeutsch in der deutschen Schweiz kein Wort, abzuhelpen, hat P. Hedinger mit seinem Amtsgenossen M. Schenker in Genf ein Büchlein herausgegeben: „Reded schwyzer-tüttsch!“, eine Sammlung von dreißig mundartlichen Gesprächen. Die Frage, ob Schweizerdeutsch in der welschen höhern Schule gelehrt werden solle, hat auch ihre Lehrerschaft in Freiburg beschäftigt und wird sie wieder beschäftigen, da die Meinungen geteilt waren. In Genf veranstalten die Cours Réunis an der Hochschule vollständige Lehrgänge in Schweizerdeutsch, en vue de contribuer à la défense spirituelle du pays et au rapprochement entre Confédérés! « Soyons résolument bilingues », ruft ein Mitarbeiter des « Illustré » nicht der Mehrheit, doch einer starken Minderheit zu.

Einen tüchtigen Guß kalten Wassers aber schüttet über all diese Bemühungen Pierre Grellet, der Hauptschriftleiter der „Gazette de

¹ Dazu komme, fügt der Verfasser bei, wenn man von den Unterschieden einmal ohne falsche und bedauerliche Scham reden wolle, noch eine andere Schwierigkeit: Der Welsche versteife sich darauf, vor dem Deutschschweizer als sorgloser und fröhlicher Mensch zu erscheinen, während der Deutschschweizer alles daran setze, in welschen Augen als unerhört ruhig, genau und energisch dazustehen, und doch sei der Unterschied in der Lebensauffassung gar nicht so groß, wie er scheine, wenn wir vor uns gegenseitig „das Männchen machen“. Uebrigens seien die Deutschschweizer im Welschland schon in der zweiten Generation sprachlich verwelscht und erheblich phlegmatischer.

Lausanne“, unter dem Titel « Confusion linguistique », weil Deutsch einfach zu schwer sei für ein « cerveau moyen »; der sprachliche Eifer werde zu Unrecht mit Patriotismus verwechselt; eine andere vaterländische Pflicht sei die Pflege der eigenen Sprache, heute mehr als je, weil „das geistige Königreich des Französischen“ so erschüttert worden und die welsche Schweiz zur Zeit die einzige verschont gebliebene Provinz sei. « Ce privilège oblige. » (Daran wollen wir uns bei Gelegenheit erinnern!) Er stimmt de Reynold zu in dem Gedanken, man sollte eine zweite Sprache erst lernen, wenn man die erste so gründlich könne, daß keine Gefahr der Vermischung in Wortschatz und Satzbau mehr bestehe. Wie sehr die Sprachenfrage unsere Welschen beschäftigt, ersehen wir auch aus zwei französischen Beiträgen in der „Schweiz“, dem Jahrbuch 1943 der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Prof. Lombard in Neuenburg (« La défense nécessaire des minorités ») wendet sich ganz deutlich gegen die sprachliche Annäherung an die deutsche Schweiz, weil sie zur Zweisprachigkeit führen müsse, wie sie heute schon zur Sprachvermischung führe, und zwar auf Kosten der Minderheit. (Wird der Welsche wirklich sein Französisch eher mit Deutsch mischen als umgekehrt?) Im Ausland halte man den Schweizer ohnehin schon für zweisprachig, ohne ihn darum höher zu schätzen; der Welsche werde wenigstens von den Franzosen doch nie recht anerkannt. Die ohne Nachteil zweisprachig gewordenen Menschen seien seltene Ausnahmen, die vielen übrigen, die sich dafür halten, beherrschen weder die eine noch die andere Sprache gründlich, sie bewegen sich in Gemeinplätzen. Zudem sei das Deutsche für den Welschen schwerer als umgekehrt. Er bestreitet geradezu das Bedürfnis, daß die Schweizer „sich besser verstehen“ — das Schlagwort, unter dem vielfach der Kulturaustausch gefordert werde; für die Minderheit führe das schließlich unfehlbar zur deutschen Einheitsprache. Schon jetzt werde die in der Bundesverfassung gewährleistete Gleichberechtigung der Nationalsprachen nicht immer beobachtet und oft falsch verstanden, nämlich auf das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft bezogen, während doch jeder Landesteil Anspruch habe auf das **B o r r e c h t** seiner Sprache. Jedenfalls seien in den Grenzgebieten Übertreibungen des völkischen Gewissens (der « conscience ethnique ») eher zu entschuldigen als das Gegenteil.

Weniger ängstlich äußert sich in demselben Jahrbuch Prof. Ch. Clerc in Zürich unter dem Titel: « Il ne s'agit pas d'être bilingues, mais . . . » Was „aber“? Auch er gibt zu, daß wirklich zwei- und mehrsprachige Menschen nur unter seltenen und besonders günstigen Umständen aufwachsen; die meisten, die es „mehr oder weniger“ geworden seien, seien darum gar nicht zu beneiden; sie können ja sagen, was sie zu sagen haben, aber „sie sagen es nicht gut“. Der durchschnittlich begabte Schweizer aber, der etwas mehr als Volksschulbildung erhal-

ten habe, könne doch das Bedürfnis fühlen, womöglich die ganze Schweiz zu erleben, und wie könne man das, ohne miteinander zu sprechen? Wenn ein witziger Kopf gesagt habe: « Pour bien s'entendre, il n'est pas nécessaire de se comprendre », so sei das ein Unsinn; vielmehr gelte: « Pour s'entendre, il faut commencer par se comprendre », und da könnte mehr geschehen als früher. Es sei aber nicht nötig, daß man die Sprache des andern beherrsche, es genüge, sie zu verstehen und sich schlecht und recht darin auszudrücken (« tant bien que mal »). Vom Schweizerdeutsch will auch er dabei nichts wissen, sondern bittet uns, mit den Welschen hochdeutsch zu sprechen. Er ist also nicht für « bilinguisme », geschweige für « trilinguisme », wozu die Welschen gezwungen würden, wenn man von ihnen auch noch Kenntnis des Schweizerdeutschen verlangte.

Ein ganzes Duzend Auschnitte aber (davon acht aus bernischen Blättern) befassen sich lobend mit der Zweisprachigkeit von Biel, wo die Welschen heute einen Drittel ausmachen, wo man aber mindestens ebensoviel Französisch sprechen höre wie Deutsch, weil die Deutschbieler gern Französisch, die Welschen aber ungern Deutsch sprächen. Die meisten Bieler seien stolz auf ihre Zweisprachigkeit, auch die welschen, aber manche hätten doch auch schon eingesehen, daß den praktischen Vorteilen die Gefahr der Verflachung und der kulturellen Gleichgültigkeit gegenüberstehe. — Im « Educateur » fordert ein Journalist nichts Geringeres als Deutschunterricht von der ersten Klasse der welschen Primarschule an (täglich zehn Minuten für die Gruß- und andern Formeln bis auf 150 Wörter im ersten Jahr). Ohne bessere Kenntnis der « principale de nos langues nationales », der Krieg möge ausgehen wie er wolle, habe der Welsche im Erwerbsleben einen schwereren Stand als der Deutschschweizer. Ähnlich drückt sich der « Epicier suisse » aus, der darauf hinweist, daß die besten Bücher und Schriften über Handelskunde deutsch geschrieben seien. Es wären noch manche Stimmen anzuführen, die den Welschen die gründlichere Erlernung des Deutschen empfehlen; wer eine Stelle bei Post, Telegraf, Telefon, auf einer Bank, in Handel und Verkehr wolle, müsse Deutsch können. Wie wichtig sogar die Kenntnis des Schweizerdeutschen sein könne, habe die Wahl eines waadtländischen Ständerates bewiesen; die liberale Presse habe zugunsten ihres Vertreters betont, er verstehe Schweizerdeutsch!

Damit nähern wir uns der eigentlichen Sprachpolitik. In Siders, dem auf der Sprachgrenze liegenden Städtchen, das bis gegen 1900 mehrheitlich deutsch gewesen, dann welsch geworden war und eine Zeitlang keine deutsche Schule mehr gehabt hatte, hat der mehrheitlich welsche Gemeinderat die Errichtung einer zweiten deutschen Lehrstelle beschlossen. Daß aber die waadtländischen Gemeinden Arney und Donathre je deutsche Lehrer „angefordert“ hätten, wie die „NBZ.“

scheints berichtet hatte, wird in der „Revue“ mit Entrüstung zurückgewiesen; diese Deutschberner, die dort die Mehrheit bilden, sollen das scheinbar auch gar nicht wünschen, sondern verwelschen in der zweiten Generation schon gründlich. Von den zwölf Telefonteilnehmern von Develier (bei Delsberg) tragen, wie ein Blatt berichtet, genau die Hälfte deutsche Namen, aber vielleicht verstünde von diesen Klöbli, Huber usw. keiner mehr ein Wort Deutsch, und so sei es überall im Jura.

Bis in die Parteipolitik hinein führte die Frage der Schulsprache in der Stadt Bern bei den Stadtratswahlen. Schon lange wünschten dort die ansässigen Welschen eine französische Schule. 1941 bildete sich eine „Gesellschaft der Freunde der französischen Schule“ und sammelte 4000 Unterschriften. Die Bürgerpartei sprach sich zugunsten ihrer Forderung aus, weshalb viele Welsche, die sonst zur freisinnigen Partei hielten oder gar nicht zu stimmen pflegten, ihre Stimme dem Vertreter der Bürgerpartei schenkten und sogar ihren eigenen Vertreter, der kein Anhänger der Schulbewegung war, wählten¹.

Auf den Boden des Gerichtswesens führt ein kleiner sprachlicher Zwischenfall aus dem Jura. Nach Artikel 50 des bernischen Strafverfahrens ist im deutschen Sprachgebiet Deutsch die Gerichtssprache, im französischen Französisch. Aber was heißt „Gerichtssprache“? Die Vorschrift bezieht sich nur auf die sprachliche Form der gerichtlichen Verhandlungen, nicht auf die der Strafanzeige. Während in der Stadt Bern, deren Gerichtssprache natürlich Deutsch ist, jederzeit auch französische und italienische Strafanzeigen angenommen werden, meinte der Untersuchungsrichter von Münster (Moutier), obschon er Deutsch kann, er brauche auf eine ihm deutsch eingereichte Strafanzeige nicht einzutreten. Das Obergericht aber war anderer Ansicht; nach ihm müßte sogar eine englische Anzeige angenommen werden. Nötigenfalls müsse man eben Übersetzer beiziehen.

Immer wieder hört man sagen, auch von Welschen, daß die Deutschschweizer bei ihnen im zweiten Geschlecht verwelschen. Aber es ist doch nicht überall so. Ein erfreuliches Bild des Gegenteils bietet die Zwanzigjahrfeier der „Genfer Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur“ (« Société genevoise des études allemandes »), die im politisch noch sehr bewegten Jahr 1923 Professor Bohnenblust mutig gegründet und seither geschickt geleitet hat. Das Verzeichnis der Dichter, Künstler und Gelehrten, die aus der deutschen Schweiz und aus dem Reiche berufen wurden, weist stolze Namen auf; dabei hat man sich aber auch gegen welsche Redner nicht ängstlich abgeschlossen. Auf Ausflügen an ehrwürdige Kulturstätten herrschte eine feine Gesellig-

¹ Regierungs- und Gemeinderat haben auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen das Gesuch bereits abgelehnt.

keit. Das zweite Jahrzehnt hat freilich einen Stillstand der im ersten rasch angewachsenen Mitgliederzahl gebracht, die Kriegsjahre sogar einen starken Rückgang. Das zwang zunächst zur Beschränkung auf schweizerische Redner, aber nun sind die Landesgrenzen schon wieder etwas gelockert worden. „So selbstgenügsam als nötig und so umfassend als möglich“ tritt die Gesellschaft in ihr drittes Jahrzehnt mit der Aufgabe, zwischen Genf und der übrigen Schweiz, zwischen romanischer und germanischer Welt zu vermitteln. Welches Ansehens sie sich am Orte selbst erfreut, bewiesen an der Feier die Glückwünsche hervorragender Welscher und die Berichte der welschen Blätter.

Letztes Jahr hat die Vereinigung eine Schwester bekommen. Unter dem Namen „Schwyzerart“ hat sich neben ihr, die alle, auch reichsdeutsche und welsche Freunde der deutschen Sprache aufnahm, eine rein deutschschweizerische Gesellschaft gebildet, die hauptsächlich die schweizerdeutsche Mundartdichtung pflegen und etwas volkstümlicher wirken will; denn die ältere Gesellschaft bewegt sich wissenschaftlich und künstlerisch auf einer Höhe, die an die Bildung mancher Deutschschweizer zu hohe Ansprüche stellt. Es ist zu wünschen, daß die neue Gesellschaft gedeihe, aber auch, daß sie der ältern nicht schade.

In ähnlichem Sinne wie ihre Genfer Schwestern wirkt in Lausanne seit drei Jahren die von Prof. Hedinger gegründete und geleitete „Gesellschaft für Literatur und Kunst“.

Aus dem Tessin ist zu berichten, daß nun in Bosco-Gurin der Deutschunterricht zum erstenmal als staatlich vorgeschriebenes Fach nach amtlichem Lehr- und Stundenplan durchgeführt worden ist — eine sehr erfreuliche Tatsache. Erfreulich ist auch, daß die von der dortigen Erziehungsdirektion empfohlene « Grammatica tedesca » von P. Sigismondo Baumann eine neue, die dritte Auflage erreicht hat. Die « Rivista della Svizzera Italiana » beklagt die alemannische Einwanderung und sieht die Forderung einer deutschen Schule voraus. Aus einer Einsendung im „Waterland“ hören wir, daß an der Messe in Lugano ein Soldatenabend stattfand, der als « Serata del soldato » ausgeschrieben und von den Einheimischen zahlreich besucht war, zu ihrem Aerger aber ganz schweizerdeutsch durchgeführt wurde. Wenn es wenigstens verständliches Hochdeutsch gewesen wäre, klagt der Berichterstatter; aber es sei eine üble Gewohnheit der Deutschschweizer, im Tessin ihre schwer verständliche Mundart zu sprechen. Da die Einsendung einige nicht böse gemeinte, aber doch ungeschickte Stellen enthielt, fand sie dann eine sogar von der Schriftleitung gebilligte, mehr grobe als geistreiche Erwiderung.

Die Jahresversammlung der « Società pro Grigioni italiano » in Buschlaw empfahl den jungen Bündnern italienischer Zunge vermehrtes Studium der deutschen Sprache, damit sie in der deutschen Schweiz eher Stellen finden.

Einen gewissen, aber berechtigten Verlust hat das Deutsche im romanischen Bünden erlitten. Er gehört in den Zusammenhang des wieder erwachten rätoromanischen Selbstgefühls, das 1938 durch die Anerkennung des Romanischen als Nationalsprache seine höchste Genugtuung erlebt hat. Es hing mit der gegen das Ende des letzten Jahrhunderts überall herrschenden Neigung zur Gleichschaltung und mit dem Minderwertigkeitsgefühl der Minderheiten, aber auch mit dem Aufblühen des Fremdenverkehrs zusammen, daß im Jahre 1902 eine Reihe romanischer Gemeinden ihre Namen amtlich verdeutschten. Wenn jetzt 49 politische Gemeinden und 38 Untergemeinden zu ihren alten Namen zurückgekehrt sind und dafür die bundesrätliche Genehmigung erhalten haben, liegt das im Zuge der Zeit — es ist einer der besten Züge unserer Zeit. Fetan heißt jetzt Ftan, Samaden Samedan; Truns und Trins verlieren ihr Schluß-s, und der Ofenpaß ist zu Il Fuorn geworden; der Maloja hat die italienische Form Maloggia angenommen. Einige Gemeinden mit starkem Fremdenverkehr fügen den deutschen Namen an zweiter Stelle bei; so gibt es jetzt ein Scuol/Schuls, ein Schlarigna/Celerina, ein Segl/Sils i. G.; andere machen es umgekehrt: Bergün/Bravuogn, Disentis/Mustér. Die Hauptstätten des Fremdenverkehrs, St. Moriz (romanisch Murezzan) und Pontresina (Puntragigna) bleiben ausschließlich bei der deutschen Bezeichnung. Natürlich kann uns kein Bundesrat verbieten, in deutscher Rede von Fetan und Schuls, vom Ofenpaß und Maloja zu sprechen, wie wir ja auch immer noch von Genf und Neuenburg sprechen, obschon sie amtlich anders heißen. Es wird sich ja auch kein Welcher verbieten lassen, von Soleure und Coire zu reden, und daß man auf der Eisenbahn- oder Postfahrt am rechten Ort aussteigt, dafür ist ja wenn nötig durch die Doppelschreibung gesorgt.

In einem flämischen Blatte werden die schweizerischen Sprachzustände eingehend besprochen mit Lobpreisung unseres Sprachfriedens, um den man uns dort beneidet, aber auch schon mit einem Hinweis auf den Widerstand gegen die zunehmende Zweisprachigkeit der Welschen.

4. Im Ausland

In Deutschland ist die deutsche Sprache natürlich nicht gefährdet, aber ihre Pflege, wenn wir darunter nicht ihren bloßen Gebrauch, sondern bewußte Sorgfalt im Gebrauch und sorgfältige Betreuung verstehen. Im April 1943 ist die Monatschrift „Muttersprache“ in ihrem 57. Jahrgang aus kriegswirtschaftlichen Gründen eingegangen. Das 1941 zum erstenmal erschienene „Jahrbuch der deutschen Sprache“ hat schon den zweiten Jahrgang nicht mehr erlebt. Da uns der „Argus“ heute nur noch selten Ausschnitte aus reichsdeutschen Zeitungen schickt, können wir nicht sagen, wie die Sprache in der Tagespresse ge-

pflegt wird. Der „Deutschen allgemeinen Zeitung“ entnehmen wir, daß man draußen auch gegen Modewörter („Wie?o?“ statt „Warum?“) und die Abkürzerei kämpft.

Eine andere Frage ist die nach der Geltung der deutschen Sprache außerhalb ihres Mutterlandes. Der „Schweizerische Beobachter“ brachte einige Stellen aus dem „Dental Echo“, einer in Leipzig erscheinenden „Internationalen Export-Monatschrift für Dental-Industrie und -Handel“, also einem Reklameblatt für Hilfsmittel der Zahnheilkunde. Es enthält offenbar auch andere als Fachbeiträge, so in der Sommernummer 1943 einen Aufsatz über „Weltsprache Deutsch“, in dem der Verfasser erklärt, das Deutsche habe sich trotz seiner Schwierigkeit als zwischenstaatliches Verständigungsmittel in Europa „unbestritten den ersten Platz erobert“. Die „gefestigte Einheit unseres Erdteils“ bedürfe einer überall verständlichen Sprache, und das könne nur die deutsche sein, „weil sich die Völker freiwillig für sie entschieden haben“. Der „Freiwilligkeit“ wird offenbar vorläufig noch etwas nachgeholfen, so im Elsaß durch die Verordnung, daß alle deutschblütigen Personen, die ihren ständigen Wohnsitz im Elsaß haben und einen verwelichten oder fremdländischen Namen tragen, einen deutschen erhalten; ausgenommen sind nur die Nachkommen von Hugenottenfamilien, die seinerzeit in Deutschland eingewandert sind. Nachgeholfen wird auch im Warthegau, wo seit 1940 die Kreisstädte, 1943 1200 Bahn- und Postdienststellen umbenannt wurden und im ganzen 15 000 polnische Ortsnamen verdeutscht oder wenigstens klanglich angeglichen werden sollen. Man erfährt auch, daß sich nach der Volkszählung von 1940 in den Vereinigten Staaten Deutsch als die am meisten gesprochene Fremdsprache erwiesen habe. In Newyork sei die verbreitetste Fremdsprache Yiddisch, dann folgen Italienisch und Deutsch. Nach dem „Hamburger Fremdenblatt“ glaubt der Nationalsozialistische Lehrerbund Hannover, man könnte das Deutsche zur Hauptverkehrsprache im europäischen Raume machen durch Vereinfachung der Rechtschreibung. Damit hätte, meint auch „Das Reich“, die deutsche Sprache im Ausland vor dem Französischen und dem Englischen einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Das Blatt bringt auch die Vorschläge des Stuttgarter Spracherziehers Rahn, die zu Gebilden führen wie: gefar, kasse, famielie, fabrikk und dergleichen. Nicht ganz so weit wie er wollen die deutschen Buchdrucker gehen. Einem ähnlichen Zweck diene ja vor einigen Jahren die Einführung der „Antiqua“ als „deutsche Normalschrift“, die „den Weg in die neue Zeit dokumentiert“. Die Anhänglichkeit an die „Fraktur“ wird Sentimentalität genannt, die „formsaubern Antiquabuchstaben im Dogma einer Disziplin heroische Wesen“.

In Deutschland selbst hoffte man die deutsche Sprache bei den ausländischen Arbeitskräften zu verbreiten. Der Mangel an Lehrkräften

hat das nicht erlaubt, und man mußte sich mit der Erstellung einer „Ausländerfibel“ begnügen, die 50 Wörter mit Bildern umfaßt und die notwendigste Verständigung ermöglichen soll. Die „Weltwoche“ berichtet aber, daß in Holland, wo das Deutsche früher eifrig gepflegt wurde, die Deutschlehrer nichts mehr zu tun hätten und die Einfuhr deutscher Bücher „katastrophal“ zurückgegangen sei.

Natürlich ist der Anspruch auf Welt- oder auch nur auf europäische Geltung nicht unangefochten. Vor allem das Englische rückt in den Vordergrund, auch vor das Französische, und zwar wird insbesondere das „Grund-Englisch“ (‘Basic Englisch’) empfohlen. Churchill hat in einer Rede an der Harvard-Hochschule verkündet, daß bereits ein „interministerielles Komitee“ mit der Prüfung der Eignung als Welthilfssprache beauftragt worden sei. Es handle sich um ein auf 850 Wörter vereinfachtes Englisch, mit dessen Hilfe jeder Nichtengländer seine Gedanken ausdrücken lernen könnte. Schon im September 1942 hatte der niederländische Unterrichtsminister den andern Unterrichtsministern der in London sitzenden ausländischen Regierungen den Vorschlag gemacht, von einem zu bildenden Ausschuß das Englische als Welthilfssprache erklären zu lassen. Der Ausschuß kam zustande und entschied in diesem Sinn, wie der diplomatische Berichterstatter der Agentur Reuter meldet, weil das Englische als die Handelsprache des zwanzigsten Jahrhunderts gelte und die Stellung des Lateins im Mittelalter und des Französischen zur Zeit Ludwigs XIV. eingenommen habe. An seine Stelle könnte auch das Französische treten, doch wird Englisch vorgezogen. Künftig sollen auf zwischenstaatlichen Tagungen nur noch Englisch und Französisch zulässig sein und ihre Kundgebungen nur in diesen beiden Sprachen erscheinen. In den oberen Klassen der Volksschulen aller Länder nichtenglischer Zunge solle Englisch, in angelsächsischen Ländern Französisch als erste Fremdsprache gelehrt werden. Dabei handelt es sich nur um Verwendung als Hilfssprache zur zwischenstaatlichen Verständigung, nicht etwa als Ersatz für die andern Landessprachen. Ueber das Basic-Englisch haben unsere Blätter im Herbst allerlei geschrieben, die meisten ablehnend, eines zugunsten des Französischen, dessen Klarheit und Bestimmtheit die europäische Diplomatie einfach nicht entbehren könne. Ein welches Blatt ist überzeugt, daß Französisch « la langue de la bonne société » sei und eine der Königinnen der Welt bleiben werde. Andere sprechen zugunsten einer künstlichen Welthilfssprache, Esperanto oder Ido, die dem Nationalstolz der nichtangelsächsischen Völker besser passen würde. — Nochmals (wie oft noch?) müssen wir schließen mit der Bemerkung: über die Lage der deutschen Sprache im nichtdeutschen Ausland wird der Ausgang des Krieges entscheiden, aber dieser wird auch Einfluß haben auf die Sprachverhältnisse in Deutschland und in der Schweiz.

August Steiger.